

## Lyrik – nasser Lumpen im Spülbecken?

Charles Bukowskis „Gedichte vom südlichen Ende der Couch“

Charles Bukowski hat Glück mit seinem deutschen Übersetzer: Carl Weissner, der mittlerweile in dem antiliterarischen Mindestvokabular dieses produktiven amerikanischen Lyrikers und Erzählers so zu Hause ist, daß man seinen Texten das Übersetzte nicht mehr anmerkt, hat ihm hierzulande zu einem Bekanntheitsgrad verholfen, der sein Ansehen in den Vereinigten Staaten weit übersteigt. Weissners Bukowski-Übertragung lesen sich wie Originale, das heißt, man meint über weite Strecken den offenbar unkontrolliert vor sich hinsprechenden Autor selbst zu hören.

Die Gedichte der Sammlung „Dangling in the Tournefortia“, deren erster Teil jetzt bei Hanser erschienen ist, sind, wie alle Bukowski-Texte, stark autobiographisch und verdienen eigentlich die Bezeichnung „Gedichte“ nur mit Vorbehalt – es handelt sich in der Regel um mehr oder weniger banale Prosasätze, die lediglich durch die Zeilenanordnung zu lyrischen Ehren kommen. Bukowski ist sich seiner Rolle als Provokateur (und der Möglichkeit ihrer literarischen Vermarktung) durchaus bewußt; dies ist immerhin der achte Gedichtband, in dem er nach bewährtem Muster sein stilisiertes Säuferleben in einem erschreckend kunstlosen Idiom beschreibt – ein Leben, das (unter der Devise „Zeit ist zum Verplempern da“ oder „Wenn man nach einem Sinn sucht, wird man nur konfus“) überwiegend aus dem Knacken von Bierdosen, Sex und Schlägereien zu bestehen scheint.

Man muß schon ein gehöriges Maß an Schlichtheit besitzen, um sich Seite über Seite von Passagen wie dieser betören zu lassen: „Ich schlendere durch die Eisenwaren/abteilung, schaue mir Werkzeuge an, für die/ich kein Interesse habe, gehe weiter in die/Abteilung Elektrogeräte, wo ich stehenleibe/und mir eine Reihe Bestrahlungs Lampen ansehe,/Popcorn in den Mund stopfe/und mir vorkomme wie ein/komplettes Arschloch.“ Oder ist dies erfrischende Spontaneität, heilsamer Verzicht auf das Schwierige, Komplexe?

Zweifel und Selbstmitleid sind ihm fremd, diesem robusten Anti-Intellektuellen, und er kann mit schlitzohriger

Beschränktheit von sich sagen: „Ich ging in Museen und sah mir die großen/Gemälde an und war gelangweilt./ Das machte mir nichts aus. Ich fand,/ daß nicht mir was fehlte, sondern/denen.“ In dem gleichen Gedicht berichtet er von seinen Erfahrungen mit dem deutschen Literaturpublikum: „Und eines Tages sah ich mich um und war/in Hamburg, Germany, und vor mir saßen/mehr als tausend Leute, in den Sitzreihen,/in den Gängen, sogar im Dachgebälk./Ich las ihnen Gedichte vor, und sie/nahmen es mir ab.“ Daß sie es

## Die endlose Geschichte

Ein Agenthriller des israelischen Erzählers David Shahar

Bücher gibt es, die einem so eingehen, daß man auch nach der tausendsten Seite noch weiterlesen möchte. Und andere, kürzere, die schon im ersten Drittel Gähnen und Verwirrung erregen. Zu diesen gehört der Roman von David Shahar, der in Israel mit zahlreichen Preisen geehrt worden ist und diesmal einen sogenannten Agenthriller vorlegen wollte.

Reinhold, ein deutscher Jude, kämpft im Zweiten Weltkrieg beim britischen Heer in Palästina. Während er bei der Spionageabwehr tätig ist, führt Rommel seine legendären Feldzüge. Tamara, die Frau des besten Freundes, wird Reinholds Geliebte. Drei Jahrzehnte später, im Jom-Kippur-Krieg, treffen die Protagonisten wieder aufeinander.

So weit, so gut – und als Unterhaltungstoff nicht neu, sieht man einmal davon ab, daß die kriegerischen Ereignisse im Nahen Osten in diesem Genre weniger abgenutzt sind als die auf anderen Schauplätzen. Was freilich David Shahar daraus gemacht hat, bereitet dem normalen Konsumenten solcher Romane reichlich Mühe. Der Autor wechselt des öfteren die Erzählebenen und taucht uns überdies in ein Wechselbad von trockenen Kriegsberichten, breit ausgemalten Bettgeschichten und Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Wie Scheherazade, die um ihr Leben redet, spinnt er sein Garn weiter und

ihm abnehmen, die Leser und Hörer in Germany, daß sie sich angerührt zeigen von seiner süßigen Mischung aus Vulgarität und Kulturverachtung, das wird ihm gefallen, dem Charles Bukowski, und zum Dank streut er seinen Bewunderern ein paar gespreizte Zeilen hin: „Zitronenbäume faszinieren mich, Palmen nicht/Entgegenkommen fasziniert mich, Liebe nicht./Genauigkeit fasziniert mich und das/Ende der Langatmigkeit.“

Derartige wirkt verloren und deplaziert unter den hingehauenen Belanglosigkeiten, aus denen dieser Gedichtband zum großen Teil besteht. „Lyrik ist nichts anderes als ein nasser Lumpen im Spülbecken“, hat Bukowski einmal gesagt und damit auch sein eigenes poetisches Werk hinreichend charakterisiert.

HELMUT WINTER  
Charles Bukowski: „Gedichte vom südlichen Ende der Couch“. Deutsch von Carl Weissner. Carl Hanser Verlag, München 1984. 132 S., br., 16,80 DM.

neue Figuren auf, deren Vita breit ausgelegt wird.

Am Ende weiß zumindest der Leser nicht mehr, wo er das tragende Element zu suchen hat, und trotz hilfreicher Notizen muß er am Ende daran zweifeln, ob es der Autor immer gewußt hat. Ein Signal mag immerhin ein geborstener antiker Spiegel sein, der in der endlosen Geschichte weitergereicht wird: in diesem Spiegel wohnt ein Dschinn; er hat den bösen Blick und bringt Unheil.

Man wünscht sich, Shahar hätte sich ausschließlich auf diesen Vorwurf beschränkt; die Fabeln wären ihm nicht ausgegangen. Daß der 1926 in Jerusalem geborene Autor am eigenen Leibe auch eine geballte Ladung von Zeitgeschichte erfahren hat und darüber schreiben möchte, ist verständlich, aber als orientalischer Märchenerzähler tut er sich eindeutig leichter. Sobald er den Chronisten spielen will, wird seine Sprache ungelent, verkrampt. Die historischen Abläufe sind in jedem beliebigen Lexikon farbiger und vor allem klarer dargestellt.

Ärgerlich an der deutschen Ausgabe: Es ist nichts über die Übersetzung zu erfahren. Im Impressum steht lediglich der Originaltitel, der hebräisch klingt, doch ob aus dieser oder aus welcher Sprache auch immer: Wer das Ganze übertragen hat, wird uns glatt unter-